



Der Film «Liane, das Mädchen aus dem Urwald» wurde 1956 heftig kritisiert, weil die Schauspielerin Marion Michael nur mit einem Lendenschurz bekleidet war. EVERETT COLLECTION / IMAGO

Verführung ist die wahre Gewalt

Sexueller Missbrauch ist ein Dauerthema der Literatur

HANS CHRISTOPH BUCH

«Das Verbot ist der Motor der Lust» hiess ein 1980 erschienener Essayband von Helmut Eisendle, und dies ist die kürzeste Formel für etwas, das, aus der Schmutzdecke kommend, mithilfe des Internets zum Massenphänomen wurde: «Boystown», eine im Darknet operierende Plattform für Kinderpornografie, soll weltweit von über 400 000 Personen genutzt worden sein, bevor Experten des Bundeskriminalamts sie abschalteten und die Betreiber festnahmen.

In keiner menschlichen Gemeinschaft oder Kultur, weder bei sogenannten Naturvölkern noch in der griechisch-römischen Antike, in Afrika oder im Orient, waren und sind Kindesmissbrauch oder sexualisierte Gewalt, wie es neuerdings heisst, erlaubt oder erwünscht, obwohl es sie zweifellos überall und zu allen Zeiten gegeben hat. Je strenger das Verbot, desto heftiger die Anziehungskraft des Verbotenen, exponentiell anwachsend zur Stärke des Tabus – siehe Adam und Evas Sündenfall und ihre Vertreibung aus dem Paradies.

«Wahnsinnig erotisches Spiel»

«Denn was wäre diese Revolution / ohne eine allgemeine Kopulation», singt der Chor der Irren in Peter Weiss' Drama «Marat/Sade» von 1964, das wie kein anderer Theaterstück die Kulturrevolution von 1968 vorwegnahm. «Vögeln statt turnen», forderte damals eine «revolutionäre Schülerunion», und von hier war es nicht mehr weit zum Ruf nach Legalisierung von Sex mit Minderjährigen, in den auch ein Vordenker der Studentenrevolte wie Daniel Cohn-Bendit einstimmte: «Die Sexualität eines Kindes ist etwas Phantastisches», erklärte er im französischen Fernsehen. «Man muss aufrichtig sein, seriös, mit den ganz Kleinen ist es etwas anderes, aber wenn ein kleines fünfjähriges Mädchen beginnt, sich auszuziehen: Es ist grossartig, weil es ein Spiel ist. Ein wahnsinnig erotisches Spiel.»

Diese und andere Äusserungen in der Zeitschrift «Pflasterstrand» und seinem Buch «Der grosse Basar» (1975) werden

ihm bis heute um die Ohren gehauen, und Cohn-Bendit hat seine Offenheit bald bereut. Doch dass er sich zu sexuellen Phantasien bekannte, heisst nicht, dass er diese auch praktiziert und ausgelebt hat, im Gegenteil: In einer Diskussion an der Odenwaldschule sagte er Ja zur Sexualität von Kindern und Jugendlichen, verurteilte aber unmissverständlich deren Ausnutzung durch Lehrer und Erzieher sowie jede Art von Übergriffen seitens Erwachsener. Entlastend kommt hinzu, dass nach 1968 die Befreiung der Sexualität ebenso unreflektiert gefordert wurde wie die Freigabe von Drogen und die Schliessung psychiatrischer Kliniken, ohne zu bedenken, dass der Slogan «Verbietet die Verbote!» Teil des Problems war und nicht die Lösung.

Die Berufung auf den Zeitgeist hilft nicht weiter, denn, wie Goethes Faust sagt: «Was ihr den Geist der Zeiten heisst / das ist im Grund der Herren eigener Geist.» Legt man den Akzent auf Herren, kommt man der Wahrheit näher, denn die ersannen schon vor zweitausend Jahren Mittel und Wege, um verbotene Früchte zu ernten, wie das folgende Zitat aus Petronius' «Satyricon» zeigt, einem der ersten Romane der Weltliteratur: «Es ist nichts so schwer, dass es eine hartnäckige Leidenschaft nicht erhalten sollte. Indem er sagte, ich wecke den Vater auf, umarmt' ich ihn (...) und genoss, ungeachtet seines Widerstrebens, unaussprechliche Wollust. (...) Damit aber war mein Liebling nicht zufrieden, er war in dem Alter, wo der Knabe zum Jünglinge reift und die Begierden in dem Busen anfangen, lebendig zu werden ...»

Die männliche Argumentation

Das ist die klassische Argumentation, mit der ein meist männliches Subjekt das Objekt seiner Begierde für schuldig erklärt und in Umkehrung der Beweislast zum Täter stempelt – Sophistik ist das richtige Wort dafür. Auch Vergewaltiger behaupten vor Gericht, von den Opfern verführt worden zu sein, aber die Frage, ob der oder die Verführte Lust empfand, ändert nichts am Tatbestand sexuellen Missbrauchs. «Was Gewalt heisst, ist nichts: Verführung ist

die wahre Gewalt», heisst es in Lessings «Emilia Galotti», einer flammenden Anklage gegen Adelsprivilegien und verlogene Doppelmoral.

Das war ein Dauerthema der Literatur von den «Liaisons dangereuses» bis zur «Lolita» von Nabokov, und ich kann der Versuchung nicht widerstehen, an dieser Stelle Alberto Moravia zu zitieren: «Angenommen, die Mutter will, die Tochter soll einen Mann lieben, der nicht mit ihr verwandt ist, und die Tochter ist erst vierzehn? Wäre das auch nichts Böses? (...) Die Vorstellung behagt dir, Baba sei ein Ding, das du kaufst, und zwar bei ihrer Mutter.»

Frischs «Homo Faber»

«Inzest» ist der Titel von Moravias Roman, und das Tabuthema liegt auch Max Frischs «Homo Faber» zugrunde, der, ohne es zu wissen, seine Tochter verführt. Oder weiss er es doch? 1957, als der Roman erschien, war noch nicht von sexueller Befreiung die Rede – im Gegenteil. Ich war Schüler am Bonner Gymnasium, und das Sexualleben war von Verboten umstellt: Kuppeleiparagraf, Abtreibungsverbot, Verbot der Homosexualität. Viele Jahre vergingen, bis die Barrieren fielen, aber schon vorher wurden die Verbote unmerklich ausgehöhlt: Der Hüftschwung von Elvis Presley und der Schmolmund von Brigitte Bardot führten die Moralpredigten ad absurdum, und die Anti-Baby-Pille stellte sie endgültig ins Abseits.

Das Motto «Sex sells» galt schon damals, und nicht nur Autosalons lockten mit Pin-up-Girls Kunden an. Was den Film «Liane, das Mädchen aus dem Urwald» zum Kassenschlager machte, waren nackte Busen, deren Abbildung in den USA noch heute verboten ist. Bis in die 1960er Jahre wurden Pornohefte unter dem Ladentisch gehandelt, während «Die Gondel» oder das Ostberliner «Magazin» mit Fotos vom Nacktbadestrand am Kiosk aushingen. Illustrierte wie «Stern» und «Quick», aber auch das Linksblatt «Konkret» versuchten, mit Sex Leser zu ködern, doch der Zug war abgefahren, und von Oswald Kollé und Beate Uhse führte ein direkter Weg zur Freigabe der Pornografie.

«Anything goes» war fortan die Devise: Kein Wunder, dass das letzte Tabu, Kinderpornografie, kein Schattendasein im Darknet mehr fristet und durch die Berichterstattung der Medien, wie kritisch auch immer, omnipräsent geworden ist.

Auch im George-Kreis

Sexueller Missbrauch von Minderjährigen findet nicht nur in prekären Milieus und Schmutzdecken statt, er kommt in allen Gesellschaftsschichten und in den besten Familien vor. Schon bei den Pharaonen soll dynastischer Inzest üblich gewesen sein – der Mythos von Ödipus hat hier seinen Ursprung. Der Leiter der Odenwaldschule und charismatische Pädagoge Gerold Becker verging sich jahrelang an seiner Obhut anvertrauten Schülern nach dem Motto «Dem Reinen ist alles rein, den Schweinen ist alles Schwein», ohne dass sein Lebensgefährte Hartmut von Hentig etwas bemerkt haben will.

Vorbild war dabei der elitäre Kreis um den Dichter Stefan George, zu dem nur zugelassen wurde, wer sich sexuellen Initiationsriten unterzog: Dem Meister zu Willen zu sein, galt als Auszeichnung, die verdient werden musste.

Ähnliche Strukturen waren und sind in Kadettenanstalten, Internaten, Kinderheimen und Kirchen anzutreffen, und wie es dort zugeht und heute noch zugeht, schildert Robert Musil in seinem Frühwerk «Die Verwirrungen des Zöglings Törless»: ««Und was tun sie mit dir?» Basini schwieg. «Sie lassen mich auskleiden.» «Ja, (...) und dann?» «Verschiedenes.» Er sagte es mit einer weiblichen buhlerischen Betonung. «Du bist also ihre ... Maitresse?» «O nein, ich bin ihr Freund!» (...) «Und nachher schlägt er mich meistens ... Er sagt, wenn er mich nicht schlagen würde, (...) dürfte er mir gegenüber nicht so weich und zärtlich sein. So aber sei ich seine Sache, und da geniere er sich nicht.»

Dem ist nichts hinzuzufügen.

Hans Christoph Buch ist Schriftsteller. Zuletzt erschien von ihm «Robinsons Rückkehr. Die sieben Leben des H. C. Buch» in der Frankfurter Verlagsanstalt.

«Wo ich sterbe, ist meine Fremde»

Der Lyriker Said ist tot – nach langem Leben im Exil

ANGELA SCHADER

Das Verhältnis eines Dichters zur Sprache kann nie ein selbstverständliches sein. Aber nicht jeder blickte so tief ins Bodenlose wie der iranisch-deutsche Lyriker Said: «ich habe nie verstanden – und werde wohl immer weniger verstehen – was die Muttersprache bedeutet», notierte er 1999 in einem für die NZZ verfassten Essay. Gleich mehrere Existenzbrüche sind dieser Formulierung eingeschrieben. Der dreimalige Verlust der Mutter. Der zweimalige Verlust der Heimat. Das Verhältnis zu Deutschland, das ihm Lebensort war und immer auch Exil blieb. «Wo ich sterbe ist meine Fremde» heisst eines seiner frühen Werke. In München, wo er mehr als ein halbes Jahrhundert gewohnt hat, ist Said nun kurz vor seinem 74. Geburtstag gestorben.

Kein Weg zurück

Als er 1947 in Teheran zur Welt kam, waren seine Eltern bereits wieder geschieden, das Baby wurde direkt in die Obhut der Grosseltern gegeben. Mit dreizehn Jahren sah Said die Mutter zum ersten Mal – oder sah sie nicht: «Ich versuchte aufzuschauen / zu Deinem Gesicht / aber Du hieltest mich fest. / Ich konnte Dein Gesicht / nicht betreten – », beschreibt er diese erste, kurze Begegnung. Die zweite fand achtundzwanzig Jahre später statt und dauerte drei unruhige Wochen; danach zog sich die Mutter erneut ins Schweigen zurück.

1965 trat Said ein Studium in Deutschland an; sein Engagement in Menschenrechtsgruppen verunmöglichte ihm zu Lebzeiten des Schahs die Rückkehr nach Iran. Erst nach der Revolution reiste er 1979 wieder in die Heimat, kostete die vom Umsturz geweckte Hoffnung, die so schnell ins Bittere umschlug. Nach sieben Wochen kehrte er für immer ins Exil zurück.

Dabei löste er den Blick nie ganz von Iran; davon zeugen die kurzen, zwischen 1978 und 1994 entstandenen Aufzeichnungen in «Der lange Arm der Mullahs» ebenso wie die 2005 in «Ich und der Islam» erschienenen Texte. Auch seine Jahre als Vizepräsident, dann als Präsident des deutschen PEN nutzte er, um sich für gefährdete iranische Literaturschaffende einzusetzen.

Der innere Raum

«Das Haus, das uns bewohnt» heisst ein Gedichtband, den Said im Dialog mit dem israelischen Lyriker Asher Reich verfasst hat. Der Titel könnte auch für seine eigentliche Heimat stehen, die Dichtung. Sie war der innere Raum, in dem er sich zeigen konnte, in dem er – oft an den prekären Rändern der Sprachlosigkeit – der geliebten Frau begegnete; sie war der Tisch, um den er Freunde und Geistesverwandte versammelte. Dabei scheute er sich auch nicht, als «Fremder» Hölderlin mit bohrenden Fragen zu bedrängen oder einen Gott jenseits der Zwangsvorstellungen anzusprechen, welche die Theokratie der Mullahs diktierte. «schaffe die frommen ab / die uns im wege stehen / denn sie betonen nur das trennende», heisst es in einem seiner 2007 erschienenen «Psalmen».

Die Lyrik, das Kernstück seines mit zahlreichen Preisen gewürdigten literarischen Schaffens, flankierte Said mit Kurzprosa. Im Bestiarium «Dieses Tier, das es nicht gibt» (1999) zeigt sich die mit hintersinnigem Witz gewürzte Spielfreude, die ihm ebenfalls eigen war, mal von der lichten, mal von der sinistren Seite; und mit «Das Rot lächelt, das Blau schweigt» legte er 2006 eines seiner schönsten Bücher vor, dessen Texte 44 Kunstwerke von Botticelli über Goya bis Kandinsky begleiten und umspielen.

Saids jüngste Erzählung, «flüstern gegen die wölfe», erschien erst vor wenigen Wochen. Von Flucht, Einsamkeit und Exil handeln die darin versammelten Texte – als hätte die Heimatlosigkeit ihn auf der letzten Wegstrecke wieder eingeholt.